

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Fünfter Jahrgang.

N<sup>o</sup> 7.

Donnerstag, den 9. August.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gesp. Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelogenheit zu befördern. —

### Theophrastus Paracelsus letzte Lebensstage.

Aus dem Tagebuche seines Famulus Slav Severinus.

Von

M. Solitaire.

(Schluß.)

Salzburg, am Tage Sanct Egidii.

O Ihr holdseligen, liebe Frauen, Ihr minnigliche süße Kinder, betet, ja betet für mich! Hart litt ich um Euch, traurig ist meine Seele, wie ich dasige im einsamen abenddämmerlichen Laboratoro, und meine Glieder vermag ich kaum zu rühren! — Hätte dieser unbarmherzige Mensch, dieser barbarische Professor, nur noch einige Minuten so fortgearbeitet mit dem Schüreisen auf meinem Rücken, so wäre mir ein Sack über die Maassen gar eriprißlich gewesen, darin ich meine erbärmlich zertrümmerten armseligen Knöchlein zusammenlesen und nach Hause hätte tragen mögen! —

Ich glaube nun und nimmer, daß von denen neun hundert und neun und neunzig Famulis, so im Dienste der unterschiedlichen hochgelehrten Herren Professoren sich befinden mögen, auch nur einem einzigen so zu Muthen jemalen gewesen, wie mir Slav Seve-

rinus, aus Dänemark, heut Abend an diesem trüb- seligsten aller Sanct Egidientage! —

Ich ruf es laut, daß die Wände gellen in dem verräucherten elenden Laboratoro: Du bist ein abscheulicher Gesell, o Du kahlhäuptiger Hohenbeim, ein roher gefühlloser Barbar! Ich will Nichts mehr, aber auch gar Nichts mehr wissen von Deiner elenden Goldmacherei, und aus Deiner verfluchten Essentia quinta mache ich mir auch keinen Pflasterling mehr! —

Du Gockvogel, Du Alifanzer und Leutebetrüger!

Du ruhrediger erbarmungsloser Schurke! — Wie kannst Du jemals hoffen, das köstliche Weib, die holdselige philosophische Königin im leuchtenden Glanze wunderbarlichster Schönheit aus dem kristallenen Bade steigen zu sehen, wenn Du meiner Brust hochwulsende Gefühle, mein Reizen und wundersüßes Hangen so ganz abscheulich verachtest, und mir darob das Fell zerbläust, daß ich Wochen lang an meinem Leib aussehe als des Schönfärbers Lehrburisch!

Ich bin meiner Mutter sauer genug geworden, Du Bösewicht: ich will fort, nach Hause! —

Die Sache nun aber ist folgende, und verdiente die thränenwertbe Historia wohl gar mit goldnen

Lettern eingravirt zu werden in Marmelstein, zu Rug, Früchten und Nachachtung für sämtliche Famili, meine Collegen in der ganzen wohlblöblichen Christenheit! —

Es sind zween Tage her, da war der von Hohenheim auf frohem Banquette beim Herrn Erzbischof Carl, Herzog von Baiern, als welcher allhier in der Stadt Salzburga residirt, und ich saß allein am Feuer: da dachte ich: heut feiern sie daheim in Husum Deines guten, blondlockigen Schwesterlein Elisabetha wonniglich Wiegensfest, und sie mögen wohl recht mit namenloser Sehnsucht des einsamen Adepten gedenken, und mir ward unendlich wehmüthig und weich zu Muth: und wie ich nun weiter sann, stumm vor mich hinstierend in die bläulich flackernde Flamme, und wie aus all den Bildern, die sich in und um mich gestalteten, Dein Bild erstieg, o Du holdeste aller Saganen, Dein Bild meine heißgeliebte Anna Dryander, vulgo genannt Baumann, Du unvergleichlich strahlende Perle in meiner Muschelexistenz, da ertrug ich's nicht länger und es trieb mich hinaus und fort. Ich wollte mir auch einen vergnügten Tag machen, und da ich für anderthalb Quentlein vergoldeter Pillen, so ich ohne Vorwissen des mannhafsten Herrn Professors an den bürgerlichen Wagenmeister Jakobäus Edinger, als welcher mit der Hypochondria und sonstigen bösen Beschwerden übel behaftet, verkauft: drittehalb blaun Mariengröschlein baar und richtig gelöst, und wohlgezählt ad saccum gesteckt hatte, so ging ich zuvörderst ins weiße Kößlein und trank mein gutes Getränk, zween schwere Humpen des purpurleuchtenden Klosterweines, der in dieser achtbaren Taverne verzapft wird.

Der Küfer ist gar mein guter lieber Freund, als welcher mir für die blanken, ehrlichen Gröschlein auch gut und richtig Maaß giebt.

Und wie die Abenddämmerung einfiel, und blutrothe Lohe vom versinkenden Sonnenbrande hoch um die Zinnen der Beste Hohensalzburg schlug, und die wackern Mönchlein auf dem Kapuzinerberge die Abendmette einläuteten, da wandelte ich hinaus durch das Felsenthor an die einsamen Ufer der himmelblauen, jugendlich brausenden Salzach.

Ich liebe die Salzach wie meine Seele: denn ihre Woge ist azurn wie die meines heimatlichen

Meeres; und mir war's, als müßte ich hinabsteigen in die blaue Fluth, die immer wechselnd und immer dieselbe den ewigen Himmel freundlich wiederstrahlt. Mir ward wunderbar zu Sinnen, als ich nun dorten herumschwamm: wohl mochte die Flamme des Klosterweines hoch hinaufgeschlagen haben in mein Hirn, denn so ein seltsam träumerisch Wesen kam über mich, als wie noch nimmer. Bald war's mir, als wäre ich selbst eine Woge der Salzach, die des Himmels leuchtend Bild in treuer Seele faßt: ach! und ein Sternbild flammte an dem Himmel, ein wunderbar holdes, sein Name hieß Anna. Es lockte mich unwiderstehlich, so und weiter hinab zu schwimmen, hinab, hinab, vielleicht gar bis ins Meer. Thränen der Sehnsucht, der inbrünstigsten und allermächtigsten, quollen heiß aus meinen Augen. O der schmerzlich süßen Stunde! — Doch endlich ermannte ich mich und stieg an's Land, mich auf den Heimweg zu begeben.

Ich war wie aufgelöst von dem lauen Bade; die Thränen hatten mir wohlgethan: so köstlich matt hauchte es durch meine Seele. Noch immer ein Träumender wandelte ich in die Stadt. In der Zerstreung mag ich wohl des rechten Wegs gefehlt haben, denn ich kam in ein gar winziglich krumm Gäßlein, als in welchem jemals gewandelt zu haben, ich Clavius Severinus Danus, mich nun und nimmermehr bestimmen konnte.

Der Vollmond war hoch empor gestammt, und goß zauberisches, allmächtiges Licht zwischen die dunkeln Häuserreihen.

Da öffnet sich ein Fenster in einem der Häuslein, und zwischen rothseidenen Vorhängen schaut das allerwunderschönste Frauenantlitz heraus, das ich noch jemals in meinem Leben gesehen. Es war schier, als wär' es meine heißgeliebte Anna: es war Anna, als wäre Anna gestorben und erschiene mir nun ein leuchtender Seraph mit diamantnen Schwingen. Die Augen voller Gutb und unausdenkbarer Seligkeit: im Rabenhaar die schneeweißen Perlen, ein kleines Goldkränzlein hinten auf den gewaltigen Flechten. So lag sie da, die namenlose Holde, umschleiert vom himmlischen Vollmondglanz. Herr! Du mein Heiland! Das war ja wohl die philosophische Königin. Endlich! endlich! Die Verkörperung der heißesten Sehnsucht! Was so manche Nacht durch

unruhvollen Schlafes heißen Traum geirrt, was manchen wehen bangen Seufzer geweckt in schmerzreichster Unerfaßbarkeit, hier war es! o Himmel! —

Und sie lächelte mir gar sitzsam und minniglich, und sie winkt mir mit dem elfenbeinernen durchsichtigen Fingerlein. Slav! Slav! Unwürdiger Knecht! Zu hoben Gnaden hat Dich der Herr erlesen! — Ich zitterte! —

Die Thür stand offen: ich will hineinschlüpfen, da faßt mich von hinten eine raube, gewaltige Faust wie eiserne Krallen; wie ich mich erschrocken umschaue, ich hätte wohl lieber in die Erde sinken mögen, da war's mein Patronus, der von Hohenheim, als welcher sich soeben vom wohlgeendeten Banquette nachheim bemühte. O des unseligen Geschickes! — „Ei, Er verwetterter Bube,“ hob er an, „Er helluo und unkeuscher Nichtsnutz: erst neulich hab' ich Ihn Warnung und Weisung gegeben und treffe Ihn gar heut noch bei Schlimmerem! —“

Unter solchen und ähnlichen demüthigenden und entseßlichen Schimpfreden, nachdem er auch das holdselige Wesen im Fenster mit Namen abgetrumpft, als welche ich noch nimmer in deutscher Zunge vernommen, stieß er mich vor sich her, traktirte mich mit Puffen und Sporentritten und bearbeitete mich je mitunter gar weidlich mit seiner mannhaften Degenklinge. Und nun, o Jammer! als wir auf der Salzachbrücke einigen Baderjungen, meinen geschworenen Feinden, begegneten, da referirte er ihnen gar den ganzen Handel, und sie halloten und höhnten hinter mir her, daß ich tausendmal lieber tief unten in der Salzach gelegen hätte.

Der Begebenheiten, als wir nach Hause gekommen, und des Schwüreisens will ich gar nicht weiter gedenken. So viel aber sei nochmals hier bemerkt, daß ich, Slav, zur Zeit in der allerjämmerlichsten Trübsal befangen bin, in der ein Mensch und Famulus nur immer sein kann.

Dem von Hohenheim gebe ich aber nun und nimmermehr Red' und Antwort, und wenn er mich gleich zu Tode schlägt. Was er auch sagen mag, ich erwiedere nichts, oder brumme höchstens: „De!“

Ibidem die V. ejusdem mensis.

Es ist Alles wieder gut: der Professor ist gar ein wunderherrlicher Mann. Mit seiner eigenen Hand hat er mir eine wunderschöne Salbe aus Crocus, Rosmarin, Styrax und einigen Tropfen der essentia III. bereitet. Die hat mir den wunden Rücken schnell geheilt: die Schläge sind mir am Ende ganz gut gewesen: mir ist all die Tage so wohl und leicht zu Muth, und gelernt habe ich in der Zeit unbegreiflich viel! —

Aber Dich, meine liebe süße Herzensanna, laß ich doch nicht! — Ewig sollst Du mein gehören! — O gewißlich! —

— Mir kömmt's auch vor, als ob in der letzten Zeit (ob von den Prügeln oder der Salbe) mein zierlich blond Spizbärtlein weit besser gewachsen, welches nicht minder und nach Anna mein größter Wunsch: es sind schon an die zweihundert Härlein zu zählen. Schön steht's mir zu Antlitz. Und des freut sich baß

Slav Severinus,  
vielgetreuer Famulus des hocheleuchteten  
von Hohenheim.

Halopoli. Calendis Septembribus 1541.

Heute hatte der Herr Professor den ganzen Nachmittag mir in die Feder gesagt; denn er hat ein neu wunderschön Buch begonnen, das ist fast erbauulich zu lesen, wenn auch Eins und das Andere und Etliches darin vorkommen mag, das ich durchaus nicht verstehe und das mich anstiert und auf mir liegt, wie der Infubus oder sonstiges Larvenwesen zur mitternächtlichen Stunde! Es heißt aber das so begonnene und schon wacker fortgeschrittene Werklein: „Ueber des verborgenen Architekten, des Vulcanus, Mäster oder Archäus wunderliche und mannigfaltige Naturen.“ Wie die Sonne sank, gingen wir hinaus in das Freie, und dann ins „weiße Roß.“ Da erfuhr ich, was es heißt, ein berühmter Mann zu sein! — Das ist doch schön, aber es mag auch schwer sein und Kopfbrechen genug festen. Die Sache war aber die. Wir waren in der Taverne in die hinterste Kammer getreten, der Professor hatte Wein genug hineinbringen lassen und den Riegel vor die Thür geschoben; er schien in tiefe Gedanken

versunken, wie er immer um diese Stunde zu sein pflegt; denn vor eils, und che ihm nicht eine gute Gluth Weins zu Haupte gestiegen, setzte er sich nimmer an das Getäfel, da die übrigen Weinkunden sitzen und die lustigen Schalksknechte oder Hanswürste für gutes Geld ihre närrischen Possen treiben. Er saß an der Wand und malte mit einem Stücklein Kohle einen großen Teufel auf den weißen Kalk, der war lustig anzusehen, hatte Hörner und einen Schwanz, sammt einem Bart, gleich dem besten Juden, aus dem Munde ging ihm ein langer Schweiß Worte, der segte über das ganze Gemäuer und waren nur komische Schimpfreden auf die Quacksalber, Alifanzer, Gockvögel und Leutebetrüger, den Papst und den Magistrat der guten Stadt Basel, und einige Lobsprüche auf den hochgelehrten und guten Mann Paracelsus; denn er ist sich seines Werthes bewußt und hat keine Scheu, Solches laut zu bekennen. Und ich stand am Fenster und bog zum Zeitvertreib das Blei los, darin die runden Scheiben gefaßt sind, da hielt ein Wagen, mit 6 Pferden bespannt, vor der Taverne; ein herrlich Fuhrwerk, und vier Trabanten leuchten gegenüber, und zween Buben in rothseidenen Jacken, mit güldenen Schärpen gekleidet, standen auf Bretlein an den Fenstern des Wagens.

Und es stieg heraus ein Herr, der hatte ein seltsamlich Ansehn. Er war klein und dürr, und hatte ein Antlitz schier halb so groß als der ganze Leib, und seine Nase schier halb so lang als sein ganzes Antlitz, und ein Höcker auf der Nase war halb so groß als dieselbige.

Er war bekleidet mit einem grünen weitfaltigen Mantel, den ein großer güldener Stern, wohl das *Decorum* eines Fürsten, verzierte, und auf dem Haupte trug er ein hob Baret von purpurnem Atlas; am Kinn hatt' er ein fein, zackig Bärtlein, so schwarz wie die Kohle auf dem Herde. Und es war noch eins im Wagen, das hob er nun heraus. O du guter Jesus! das war ein steinalt Mütterlein, etwas höher als ein guter Foliant in des Erzbischofes Liverey, ungefähr anzusehen wie eine Pergamentrolle; und sie war eingehüllt in mancherlei farbig Gewand, gleich dem Täufling, den man zur Kirche trägt: wunderschöne, kostbare Kleider von der schwersten Seide, eins über das andere, gelb und grün und roth und blau; und trotzdem, und trotz einer sammt-

nen Kappe mit dicken silbernen Schließern und Ketten; so ihr das Haupt deckte, mußte sie so leicht sein wie eine Feder, denn dem Manne im grünen Mantel schien's nicht mehr Mühe zu machen, sie aus dem Fuhrwerk zu nehmen; und es war traurig anzusehen, wie ihr der Kopf so gar erbärmlich wackelte wie ein dürres Laubwerk und die verbliebenen Augen lagen ihr tief und hohl im Kopfe. Sie war aber sonst noch lebhaft genug und arbeitete wacker mit Händen und Füßen, und schlug nach dem Manne, der sie trug. Wie nun das uralte Weibsen in's Haus geschafft und der Wagen abgefahren war, kam der Mann wieder heraus und fragte in gebrochener krächzender Mundart nach einem Arzte. Da entstand ein wild Umherrennen im Hause, und es pochte an die Thür des Kämmerleins, darin wir saßen, als arbeiteten Vulkan mit seinen Gesellen etwas an dem Schlosse zurecht. Ich wollte öffnen, da sie mit lauter Stimme des Herrn Namen riefen; der von Hohenheim aber, der just seine Malerei über die Thür fortführte, stieß mich fort; ich glaube, Kaiser Karl hätte kommen können und klopfen, so hätte er doch nimmer geöffnet. Nun sah ich, wie nach verschiedenen Seiten der Stadt die Buben aus dem Gasthose spornstreichs liefen. Der grüne Mann saß gemächlich vor der Thüre auf einem Polsterfessel, denn es war ein wunderschöner Abend. Und es verging nicht lange Zeit, da kam mit Schweiß bedeckt, stöhnend und leuchtend, zuerst der Doctor und Magister beider Medicinen, Dominus Martinus Seefag, heran; ein riesenmäßig großer und fleischiger Mann, der seinen Bauch vor sich herschiebt, wie der Markthelfer die Zuckertonne; er hat ein Gesicht gleich einem Frosch, dem ein Büblein den Stein auf den Schnabel geworfen, dazu ist er kahlhäuptig und trägt einen weitläufigen violetten Doctorhut, und einen Doctorstab gleich der Lanze des Goliath. Er nähete sich voll Ehrfurcht dem Fremden, trat heran und zog sich neigend bis zur Erde, eben so den würdigen Hut. „Ego sum Doctor,“ brüllte er voller Selbstgefühl mit seiner Löwenstimme, die indeß heut etwas sehr schmiegsam Demüthiges verrieth, und zugleich zog er aus dem Brustlag ein mächtiges Pergament, mit allerlei Insiegeln und sonstigem authentischen Merke wohl behängt.

Der Fremde, anstatt das Document entgegenzu-

nehmen, hielt dem Doctor Seefag ein klein Täflein hin, ich sah wohl, daß es ein Conterfei war, und sprach mit seiner heisern Stimme: „Seid Ihr der?“

Da ward Seefag weiß wie Salz, faßte sich aber, und suchte dem Fremden etwas von seinen Verdiensten um die Kunst auseinanderzusetzen, und daß er wohl noch mehr werth sei, als der auf dem Conterfei Gemeinte. Der Fremde schüttelte vornehm mit dem Kopfe und bedeutete dem Dominus, er solle gehen. Seefag drang auf Bezahlung für seinen Gang. Der Fremde lachte höhnisch, warf ihm einen Gulden hin und spie ihm zugleich in's Antlitz. Dominus Seefag las den Gulden auf, wischte die Schande von der Wange — und schritt stolz von dannen. Und so kamen der Herren Doctoren noch mehrere, so viele die Stadt Salzburg in ihren Mauern hegte, alle um die Cur anzunehmen bei dem edeln Fürsten aus fremden Landen. Da kam der kleine krummbeinige Barnabas Hase, ein Männlein, an dem Nichts grade ist, als der ellenlange Stab, den er mit Würde und Gravität zu führen weiß; sein Haupt ruht auf seiner rechten Schulter, und die Straußenfeder, die er auf dem Hüte trägt, steht immer frei und stolz in die Höhe, aber verbogen ist seine Nase und sein Mund ist schräg, von links nach rechts gespalten.

Der Mann war vor Kurzem als Bader und Bartpüngerhilfe noch sehr beliebt, denn er führte, trotz seines in der Ellenbenge gebogenen Armes, ein glattes Messer, und hatte eine Zunge, die war noch schärfer, wie auch Alles, was er sprach — verschroben war.

Beim Grünmantel nun gings ihm noch schlechter, als dem Dominus Seefag; denn ihm ward blos die Ehrenbezeugung in's Gesicht, der Bruder- oder Gnadenfuß — per distantiam.

Und er wandte den Fuß und eilte mit zorniger Miene, und den Stab wie zu handgreiflicher Rache erhebend, von hinnen. Da kam aber das Barfüßergäßlein herabgetänzelt ein zierlich geschniegelt und gebügeltes Bürschlein, mit wohlgeordnetem Haupthaar und prächtig roth schillerndem Gewand, ein fecker, lustiger Gefelle, der in der Hand eine mächtige Spritze, als tüchtig's Aushängeschild und Emblem seines Gewerbes, hin und her schwenkte: das war Doctor und Magister Fivsus, der des Schneiders zierliches Werkzeug — die linke Nadel — mit

Schnäpper und Lanzette vertauschte, und hoher Gunst in Salzburg und seinem Weichbild sich erfreut. Er hüpfte heran an den fremden Herrn, küftete das schmucke Barett und begann, indem er Briefe vorzeigte, seinen wohlgefekten, schnellzüngigen Spruch; es ging ihm darum nicht besser als seinen Collegen. Er aber wandelte gracios von dannen und verschwand an der Ecke, als urplötzlich ein dünner Strahl Wasser dem edeln Herrn grade in's Gesicht fuhr. Doctor Fivsus hatte sich mit dem Werkzeuge seiner Kunst gerächt und war verschwunden, der Fremde aber fluchte wie ein Besessener und suchte das schier geblendete Antlitz zu trocknen. Da fiel es dem Paracelsus ein, hinauszufragen in das große Gemach; es wahrte nicht lange, da brachten die Knechte den Fremden herein. Er sah dem Professor spä'hnden Auges ins Antlitz, holte sein Conterfei aus dem Busen, und wie er es eine Weile betrachtet, jauchzte er auf mit krächzender Stimme, schritt auf jenen zu und sprach in gebrochener Zunge, mit seinem Rothwälsch und dem Lateinischen untermischt; „Tandem inveni te, doctor omnium celeberrime! — beim heiligen Jago von Compostella, per virginem sanctum Parathalassiam: ich werden Dir bezahlen ut dignus! Ego sum Don Marcellino Hispaniensis! Reich — vornehm! Veni mecum! Damit Du schauen mögest die arme Patientem, das holde Weib!“ — Paracelsus, dessen Grundsatz ist, zu jeder Stunde dem seiner Bedürftigen zu dienen, machte keine Einwendungen; vielleicht auch, daß ihm der Enthusiasmus des Fremden geschmeichelt, obgleich er sonst für so etwas ziemlich kalt und unempfänglich ist; — und sie gingen selbänder hinauf. — Es dauerte eine Weile, da entstand ein bestiger Wortwechsel, ein schmählich Fluchen und Turniren und Geschrei von einem freischenden Weibe. Der v. Hohenheim kam wieder mit einem Antlitz, das glühte und sprühte Aerger und Zorn; er stürzte ein Paar Becher hinab, sagte aber Nichts. Er war den ganzen Abend gar haderfüchtig und es gab viel Händel. Gevatter Knöchlein, der Wirth vom Roß, hatte seine liebe Noth mit ihm; wir blieben über die Maassen lange und der Tag graute, ehe wir die Taverne verließen.

Am zwölften September.

Am andern Tage bin ich in der Kohlenkammer, aus der ein schmaler Gang bis an die Wand des Museums führt, und in der Wand ist ein weidliches Löchlein; ich packte die frisch angekommenen Kohlen zu den andern, da hör' ich im Museo mit eins einen lauten Wortwechsel; und wie ich an jenes Loch trete, da sehe ich den Don Marcellino und vor ihm stehend den Professor. Der Don machte eine klägliche Miene: er bat flehentlich, Paracelsus sollte sich seiner annehmen, er umfaßte seine Knie, und seltsam war's anzusehen, wie Thränen über das große, knöcherne, gravitatische Antlitz liefen. Der Professor schmähte ihn aus, indem er sich seiner Liebkosungen zu erwehren suchte, und sagte: „Wie könnt Ihr so unfinnig sein und verlangen, was nicht möglich ist, hab's Euch schon gestern gesagt, es will Euch aber nicht zu Kopfe. Wie kann ich einen Keim aufgeben lassen aus einem Kern, so die Würmer zernagten, und wenn ich ihn in den lebendigen Kalk selbst pflanzte. Hab' die Tinctura philosophorum I. et II., aber wie ich drum keinen Todten erwecken kann, so kann ich auch nicht aus Todten Lebendiges hervorbringen. Und wenn Ihr zehnmal hergekommen seid aus dem Lande Andalusia, gelockt, wie Ihr sagt, von meines Namens großen Verheißungen, so seid Ihr zehnmal umsonst gekommen! Es steht geschrieben: „Alles hat seine Zeit,“ aber mit Eurer „Donna Eulalia“, wie Ihr's alte Weibsen nennt, hat's seine Zeit nicht mehr, und es möchte Euch eber aus einer Mumie des Landes Aegypten eine Nachkommenschaft erstehen, als aus solchem Gemabl. Wohl erwächst die Tanne und Cypresse zu Zeiten aus verwittertem Gemäuer, ich hab' aber noch nimmer vernommen, daß aus dürrem Reißig eine Quelle entspringen! — Gehet nur, Don Marcellino, und laßt mich in Frieden mit Euren faseligen Narrereien, sonst muß ich Euch die Wege weisen!“ — Der Don war in tiefes Sinnen versunken; dann besann er sich und bestiger rollten die Thränen über sein Antlitz. „O povera Donna“, rief er aus, soll ich Dir bringen keinen Trost, Dir, dem holden Wesen, *essentia amoena, quam diligo, ut meum animum!* Und untergeben wird der Marcellino's edler Stamm; *Peribit stirps! Miserere Doctor! miserere!* — Ihr müßt mich erhören!“ „Ihr seid selbst wie ein altes Weib,“

entgeguete jener, „da Ihr immer wieder von vorn anfanget! Gehet nun, oder ich weise Euch die Wege, bei der Schlange des Hippocrates!“ „Was,“ rief Marcellino, „mir die Wege weisen, und das per anguem Hippocratis! — Mir, dem hispanischen Granden!“ Und er schien eine Waffe unter dem grünen Mantel zu suchen. Aber der von Hohenheim faßte ihn bei dem Krage und trug den zappelnden Gnomen zur Thür hinaus und die Treppe hinab. Er schloß die Hausthür hinter ihm.

Der Spanier rief und tobte auf der Straße, bis ihm die Stimme versagte. Der Professor rief mich und erzählte mir die lächerliche Historie; dann schürten wir das Feuer an, und trieben ernstes Werk am Herde, bis zum Abend.

Am 13. September.

Don Marcellino ist noch einmal da gewesen und hat mit einem Dolch nach dem von Hohenheim gestoßen. Der hat ihn mit dem Schüreisen zerbläut — und aus dem Hause geworfen. Der Spanier schäumte vor Wuth. Er ist aus dem „weißen Roß,“ in ein prächtig Haus am Siegmundsthor gezogen und treibt ein Wesen als ein Fürst. Das alte vertrocknete Weibsen fährt er alle Tage im Triumph durch die Stadt, und mit drinnen im sechs-spännigen Wagen sitzt Dominus Seekag, der nun die Cur übernommen, und neben dem sein Busenfreund, Hanns Witt, seines Zeichens ein Wundarzt; die Leute nennen ihn den Schinder-Witt, — weil er das Abdecker-Handwerk kunstmäßig erlernte.

Der Professor kümmerte sich nichts drum; er ist gar fleißig, ich muß eifrig den Blasebalg ziehen, und noch mehr schreiben. Käme mir nur der Hund, der Seekag, einmal in den Wurf, wie wollt' ich ihn zerbläut! es ärgert mich doch über die Maßen, daß er in dem prächtigen Wagen sitzen darf. — Ich habe so ein böses Wesen von Ahnung in mir, wenn sie nur Nichts Uebles ersinnen; der Schinder-Witt verkauft für Geld seine Seele der Hölle, der Seekag hat Augen wie der leibhaftige Satan, der Don kommt mir ganz unheimlich vor, und das alte, vertorrte Weibsen, das er nicht von seiner Seite läßt, scheint mehr ein Wehrwolf zu sein! — Warum leidet

nur der Erzbischof solch' abscheulich Gefindel in seiner Stadt! —

Die Asten blühen! und, o himmlische Seligkeit, die schöne Anna hat mir zweien Asten, den Stengel mit rother Seide gebunden, geschenkt! Nur eine Anna und nur eine Seligkeit! Süßes Leben, das für Anna lebt! — Liebe! — wunderschöne Liebe! wie schmückst Du meines irdischen Lebens Tage und verscheuchst mir so Schatten, als Wolken! — Treue, gute Seele!

Wenn wieder erst, mein Kind, die holden Röslein blühen,  
So soll ein voller Kranz die Stirne Dein umglühen!

Symbolum:

Ich glaube, Du bist ein Engel.

Es sprach der Herr: sie sei'n geschaffen für einander,  
Severinus Danus et Anna Dryander! (gen. Baumann.)

Das war ein herrlich Wort, so unser Herrgott sprach,  
Ihr Genien des Geschicks vernehmt's und kommt ihm nach!

Groß ist der Herr Zebaoth! — Amen!

Ein jegliche Krankheit ist ein ganzer Mensch, und hat ein undurchsichtiges corpus und ist ein corpus microcosmi und auch microcosmus.

— — Ens atri, Ens veneni, Ens naturale  
— spirituale — reale — — — Solches alles  
heute mit Fleiß begriffen! und es muß noch besser  
kommen! Salzburg am 13. September, ser. Severinus,  
Famulus Danus — humanus: geberem zu  
Husum an der Nordsee anno 1519.

Am 29. September.

— — Nun kann ich nur ruhig wieder den  
Quersack bündeln und gehen, von wannen ich ge-  
kommen bin! — O des Unglücks! O des thänen-  
werthen Tages! — Wie ich's nur ertragen mag,  
und wie ich mir nicht die Augen geblendet habe mit  
glühendem Eisen, um es nimmer zu schauen, nimmer  
wieder das Licht des Tages, das auch für ihn nun  
umsonst leuchtet, für ihn, den guten Meister, der  
mich seine Kunst lehrte treu und ehrlich, der so gut  
war und so edel wie das Gold, das seine kluge Hand  
zu wandeln verstand. Er ist eingegangen zur kühlen  
Grust, gestern Abend nach zehn wurde er bei Jackel-  
schein begraben und beigesezt im Kreuzgange des  
Friedhofes St. Sebastian. Ich wills aber hier nie-  
derschreiben, treu und ehrlich, wie sich das Alles zu-  
getragen, so viel ich davon weiß, und mir selber

davon Zeugniß geben für mich und meine Kindes-  
kinder auf späte Zeiten, in dieser meiner Chronica,  
und Zeugniß geben mit meinem Federkiel gegen die  
höllischen Wichte, die Solches verübt; treffe sie der  
Fluch der Welt und fasse sie der Zorn Gottes in  
Ewigkeit. — Die da sagen, er sei selbst hinabgestürzt  
in schmähhlicher Trunkenheit, sind abscheuliche Lügner  
— mein Mütterlein hat Recht, sie hat's mir gesagt!  
— ich will dies aber hier erklären.

Es war am 21. September des Jahres, da wir  
noch innen sind, und wir hatten zum „weißen Roß“  
beim Gevatter Ambrosius Knöchlein fast scharf ge-  
trunken, bis nach Mitternacht; ich hatte im Guten  
auch mehr als gewöhnlich gethan, denn mir war den  
ganzen Tag gar nicht freudig zu Muth gewesen, und  
es geschah so Allerlei, was mir nicht so ganz recht  
vorkam. Am Morgen wollte das Feuer durchaus  
nicht brennen, obschon die Kohlen so trocken wie  
Zunder waren, und da ich's endlich angeblasen, ging's  
fortwährend aus. Ein Ziegel platzte nach dem an-  
dern, und in der Aeols- oder Windlaute, so wir in  
der Esse haben, da klang's allerlei befremdlich Zeug,  
obwohl fast gar kein Wind wach war.

Wir gingen nach Hause diesmal, ohne irgend  
Händel mit Badern und sonstigem derartigen Gelich-  
ter gehabt zu haben. Der Professor war tief in sich  
sich gefehrt und schien über einen Gedanken zu sinnen  
und zu brüten. Es war eine süße, herrliche Nacht;  
lauer Wind fächelte mir die glühenden Wangen,  
groß und glühend flammten des Himmels Sternen-  
chöre und vor dem dunkelroth auslodernden Mond  
flatterte leichtes Gewölk. An der Thür vom Hause  
standen wir still; als ich eben das Schloß öffnen  
wollte, sagte Paracelsus: „Lange, Olav, habe ich  
nicht von einer lustigen Höhe emporgeschaut zu den  
Astris, die heute so klar und ergötzlich dahin wallen!  
— Hab' Horoscope genug gestellt und bin der Astro-  
logie seither in theoria im mindesten nicht abtrünnig  
geworden, aber zu ihnen selbst, den erhabenen, heili-  
gen Sternen, in deren Macht und Kraft geheimniß-  
voller Weise der Sterblichen Schicksal gegeben ist,  
und deren mannigfache Constellationen wie Dolche  
über derselben Häupter hangen, hab' lange ich nicht  
den freieren Blick gewandt! — Laß uns denn heute  
nicht säumen und laß uns hinaufsteigen zu Sancti  
Andreae Thurme, unserm Astrologium. Das geistige

Auge dessen, der da lebt in Eintracht und Friede mit seinem Archäus, der da wandelt, ein Wohlgefallen dem Herrn, wird nimmer verdunkelt durch des Weines betäubende Geister, nein geschärft, gestärkt, zu erschauen das Mysterium! — So mache denn, daß wir hinaufkommen. Du siehst, daß die Kirche schon geöffnet, und daß schon die Kerzen entzündet sind, auf daß die Nachtmette von den gottseligen Mönchlein des heiligen Dominicus gehalten werde! — Laß sie! Ist doch Alles zum Ruhme des Herrn, und mein ich, man soll Keinen in seinem guten Frieden stören!“ — — Wir traten in die Halle und öffnieten die Thür, so zum Thurme emporführte. Mir graute vor den steilen Stiegen der dunkeln Wendeltreppe, und mit Beben tappte ich an den schaurig feuchten Wänden mich hin. Der Professor schritt ruhig voran, und wenn der Fuß strauchelte, so war's sicher nicht vor Furcht. Wir kamen vorbei an der Glockenstube und dem Uhrwerke; die Wände schallten von des Pendels gewaltiger Regung. Jetzt stiegen wir durch die Fallthür empor ins Freie und standen an der Brustwehr, hinabschauend in die mondeshelle Nacht und auf der Stadt verdüsterte Formen; darüber hinaus in das Thal, das unter der Stadt liegt, in die lichten Ebenen und das ferne azurblaue Gebirge. Er aber war hingekniet und seine Blicke hingen an dem leuchtenden Gewimmel über ihm; er seufzte und stöhnte, wie ichs noch nimmer von ihm gehört. — Nach einer langen Pause sprach er: „Olav, ich habe vor Dir noch manches Geheimniß und das Meiste ist Dir annoch verborgen; doch ein treibts mich in dieser Nacht Dir zu enthüllen, und Du sollst eines Glückes theilhaftig werden, wie wenige Sterbliche und zum Wenigsten die Famuli, so ich vor Dir in Dienst und Lehre gehabt. Mich treibts heute, wieder einmal zu wandeln über den Sternen, wie ich schon vordem gethan; Du aber magst Dir den Ort wählen, der Dir auf Erden der liebste ist, daß Du Dich dorthin begebenst auf den Flügeln des Windes.“ Er stand auf und zog aus seinem Täschlein eine Rolle Pergament, er entfaltete sie und las nun je in die vier Binde einen mir unverständlichen Spruch, indem er seine Rechte auf meine Schulter legte. Auf den Spruch aber folgten in lateinischer Zunge die Worte: „Conducite nos Sagane! conducite nos Sylphae! et Gevii aërum

ventorumque, per aëres ventosque conducite nos, atque obsequimur illi qui jussit! — domino maximo! qui vocatur Hermes Trismegistus.“ — Als er zum vierten Mal die Worte gesprochen, da fühlte ich, wie starker Hauch des Windes mich umfachte, daß sich das Haar auf meinem Scheitel sträubte.

Und ehe ich mich besinnen konnte, vernahm ich gewaltiges Murmeln und hohles dumpfes Brausen! — O der lieben theuren Klänge! ich stand am Ufer der heimischen Nordsee, und dort lag Husum, über dem die Morgensonne empordämmerte. Ich warf einen Blick auf die Bogen, in deren schäumige Gründe ich doch gar so lange nicht geschaut, und eilte dann dem väterlichen Hause zu. Mutter und Schwester saßen vor der Thür und besserten an einem Fischerneze; ich schien als ein Erwarteter zu kommen; sie herzten und küßten mich, und ich freute mich von ganzem Herzen, daß ich nun wieder bei der lieben blondlockigen Elsbeth sein durfte: — hätte ich auch nur die Anna hier gehabt. — Der Vater kam vom Fischfange und Alles freute sich und jubelte in der ganzen Vorstadt, und sie nannten mich einen Herrn Doctor über den andern. Nachmittags ging's auf die See, hinüber nach Helgoland zum Oheim, der ein Lootse ist; Mütterlein und Elsbeth waren auch dabei. Wir kletterten auf dem Felsen umher und ich freute mich, daß die Helgoländer Dirnlein gar so eifrig nach mir blickten, als wäre ich ein recht schmucker Gesell. Abends tranken wir vielen Punsch beim Dunkel, und mir war ganz köstlich zu Muthe, also, daß ich mit beiden Händen in einen hellen Glasschrank schlug, daß mir das helle Blut empor sprang; da ward der Oheim verdrießlich und zankte mit meiner Mutter. Da das Wetter schön war, wollten wir dieserhalb noch heut Abend zurück. Wir stiegen hinab zum Strande und segelten ab. Die Mutter und Elsbeth schliefen ein; ich hielt das Segeltau und der Vater steuerte. Bald darnach machte sich ein Sturm auf; wir hüpfen über die spritzenden Bogen, wie'n Geisbock über den Zaun. Mir ward nicht bange, denn ich fürchte mich nimmer zur See. Die Weibsen schliefen noch; ich schöpfte das Wasser aus dem Rahne und schlug zween Resse in das Linnen. Da fuhr mit eins mein Mütterlein auf, ward blaß wie ein Gespenst, indem sie hervor-



sprang und zitterte am ganzen Leibe: „Clav,“ rief sie mit schrecklicher Stimme, — „ich hatte einen Traum! — sie bringen Deinen Herrn und Meister um! — sie bringen Deinen Herrn und Meister um! — Clav! und Du kannst ihn nicht retten!“ — Mit flog das Seil aus der Hand, das Segel wirbelte und wallte wild in Winde; ich sprach mit bebendem Munde: „Nun ist's nicht, so rette Du ihn, dem er ewig ergeben, o großer Hermes Trismegistus!“

Da hörte ich mit einem Mal ein entsetzlich Geschrei, wie eines Sterbenden; ich blickte um mich — und siehe! ich stand auf dem Thurme der Andreas-Kirche zu Salzburg. Die Fallthür fiel in demselben Augenblicke mit Getrach in das Schloß, ich war allein — wo war Paracelsus, schwebte er noch über den Sternen? — Da erkannte ich seine Stimme; er war's, der da unten weinte und ächzte wie ein Sterbender; er war hinabgestürzt auf die Straße! — Und nun die Gasse schlichen mit Blendlaternen, ich sah's deutlich, wenn mir auch wirr zu Sinne war, vier dunkle Gesellen, die lachten laut, das klang wie des Teufels Stimme! Und der Eine war, ich kanns beschwören auf dem heiligen Crucifix, war Hanns Witt, den sie den Schinder-Witt nennen! — Und der Andere trug einen grünen Mantel, das sah ich im Mordenschein! — O der heillosen Bösewichter! das muß ich erleben und kanns doch nimmer ertragen.

Ich stiez hinauf, die Mönche sangen die Mette: ich lief weizend zu ihnen und flehte um Hilfe. — Sie kamen mit brennenden Kerzen. — O der arme Paracelsus! — er lag nunmehr bewußtlos da und sah bleich aus, als wäre er schon todt! Am Hinterhaupte blutete er stark. Die Mönche hoben ihn auf; wir trugen ihn in's weiße Roß. — Alles erschraf und weinte dann laut. — Sie schalteten auf die Trunkenheit; ich wußte es besser, mochte es aber aus Furcht nicht sagen, ehe ich nicht Salzburg im Rücken hatte. Er athmete schwach, ich ließ ihm die Ader; ganzer drei Tage kam ich nicht von seiner Seite. Er gab kein Zeichen von Bewußtsein. Am 24. September, da die Sonne zur Mitternacht ging, richtete er sich arplötzlich auf, daß ich fast erschraf. Er forderte zu trinken; er trank und sprach dann mit lauter kräftiger Stimme:

„Ich hab's Euch nun dermaßen erläutert und

vorgehalten, daß bis an den letzten Tag der Welt meine Schriften müssen bleiben, und wahrhaftig mehr will ich richten nach meinem Tode, als wider Euch, denn davor!“

So sprach er und verschied.

Dem Gevatter Knöchlein und dessen Sohn hatte Paracelsus seine Habe vermacht; es waren 34 Gulden an gemünztem, und 17 an Werth in ungemünztem Golde. Ich aber bündelte den Quersack und ziehe als vagirender Schüler abermals in die weite Welt! — — Leb wohl, du schöne Stadt; wohnen auch böse Menschen in dir, so begißt du doch auch Anna'n in dir! — O Anna! — der Abschied wird mir gar schwer werden! Wenn ich dieses ertrage, so ertrage ich Alles! — Leb' wohl, Du schöner Stern! — O wie thut doch das Scheiden so weh! Deine Blumen trag' ich auf meinem Herzen! — Mein Schmerz ist groß! —

Groß ist der Schmerzen Zahl, so meine Seele zernagen,  
O Anna, liebste Magd — ich kann Dir nicht entsagen!  
Mein' Thränen sind rein Blut, mein Klagen steigt zu Gott,  
Treib' mit der Liebe nie, o Jüngling, deinen Spott!  
Es ist ein Heiligthum und magst du's nie entweihn,  
Mag kein gebrochen Herz wider dich zum Himmel schrein!

O, Ihr guten Geister, helft mir, daß ich dies überwinde! — O der Traum war gar zu süß! —  
O fatum inexorabile!

O Gott! Du bist groß und gerecht, ich sinke in meine Knie anbetend! — Den Secktag hat beim Becher der Schlag gerührt, daß er so blau geworden in seinem Antlitz wie eine Spiritusflamme.

— — — Don Marcellino, der doch wohl, so mein' ich, das freilich schon glimmende Unheil angefaßt, ist abgereist, weiß nicht, ob Seckagen's oder des Schinder-Witt's Kur beim alten Weibsen was angeschlagen, mag's aber nicht glauben; die älteste Wurzel beim Apotheker war nicht so verschrumpft, als wie die, — so geht's denn nun morgen fort! —

Ich bin überzeugt, daß sich das Unglück so zugetragen, wie es mir vorkam, wenn mir auch fast wunderbar zu Muth und blöd vor den Augen war! — Vale Salzburga! — Leb' wohl, Ihr des Paracelsus große Manen! — Und auch Dir ein letztes Lebewohl — — Dir — — Anna!

## Husum, ein Jahr später.

Hier bin ich denn, nachdem ich vieler Herren Länder durchzogen und manch löbliches Abenteuer bestanden bei meinem Mütterlein! Ich habe die Doctorei an den Nagel gehängt, — es ist zu viel Bosheit und übles Wesen dabei — Hader und Zerfall; und will ein wackerer Lootse werden. Der Oheim auf Helgoland nimmt mich in die Lehre. — Mit meiner Lustreise per Hermem Trismegistum muß es sein wunderbar Bewenden haben! — Niemand will was davon wissen, daß ich hier gewesen, und sie heißen mich einen Narren! des Onkels Glaschrank ist schmuck und ganz! — aber darf ich an meines seligen Meisters Kunst zweifeln? — Und war mir's doch so natürlich, da ich das Rieß in's Segel schlug, und da mich der Bogendrang bevrigte, als wie ich jetzt, um's Schreiben nicht ganz zu verlernen, den Gänsefied zwischen den Fingern halte! — — Ich denke noch oft an Dich, holde Anna! — — Ich soll des Lootsenmeisters Tochterlein heirathen; sie nennen's eine gute Heirath, und ist selbige mir nicht zuwider — ein schmuck und blond Weiblein — doch werd ich's vielleicht nicht thun, und bis in den Tod an des Meßners Tochter zu Sanct Andrea denken. — — —

## Der Verfall der Bühnen.

(Schluß.)

Man bespöttelt ihren Willen, etwas Anderes zu sein, als die übrigen in Amt und Brot stehenden ehrlichen Leute, man wirft ihnen Scheu vor regelmäßiger Arbeit vor, man stellt sie in die Kategorie der für die menschliche Gesellschaft unnützen Menschen, man stellt sie auch wohl als warnende Beispiele von Leuten mit verfehltem Lebensberufe auf. Ja solchen existenzlosen Menschen gegenüber können schauspielende und schriftstellernde Routiniers, Theaterdirectoren und Theateragenten an die Brust schlagen und sprechen: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene Menschen; ich habe dies bestimmte Amt, diesen bestimmten Titel und kann sagen, dies habe ich und dies verdiene ich! Und deshalb sagen die übrigen Menschen: Wohl diesen ehrenwerthen Leuten, die

nicht wie jene etwas sein, etwas erstreben wollen, sondern etwas sind und etwas haben! — Wir wissen im Voraus, daß man uns vorwerfen wird, wir stellen die Sache von der allerärgsten Seite dar und sähen absichtlich schwarz. Gut! aber man beweise uns, daß der Fluch des Mißverhältnisses, wie es zwischen den Bühnenleitern und dramatischen Dichtern besteht, auf dem Bühnenwesen nicht ruhe! Was wir zeigen wollten, ist, daß sich als Grund dieses Mißverhältnisses gleichfalls die Concurrenz, der Schwindel, die kaufmännische Speculation ergiebt. Deshalb anders beherrschen gerade die fabrikmäßig arbeitenden Schauspielmacher das Repertoire der Bühnen, als weil sie mit Dampf zu arbeiten und zu schreiben verstehen!

Wir wollen versuchen, eine Ansicht zur Hebung dieser Uebelstände aufzustellen.

Nicht ohne Grund haben wir so oft betont, daß die Concurrenz und ein gewisser Schwindel die Hauptmotive des gegenwärtigen Bühnenverfalls sind. Soll daher eine Besserung in den Theaterzuständen erzielt werden, so müssen die Vorkehrungen, wie sie nun auch immer beschaffen sein mögen, jenen Uebelständen feste Schranken setzen. Kann dies nie ganz erreicht werden, so müssen die Vorkehrungen doch so gewählt werden, daß sie den Einfluß der schädlichen Elemente so viel als möglich aufheben. Einen der stärksten Hinterhalte finden die Mißstände in dem Rangunterschied der Bühnen unter einander. Vom Hoftheater ersten Ranges bis zur kleinen wandernden Truppe — wie viele Abstufungen lassen sich aufzählen, und alle diese wollen im Dienste der Kunst stehen, alle diese bilden sich ein, Kunstleistungen zu geben. Und doch von einer bestimmten Stufe abwärts (sei es z. B. von den Stadttheatern mittleren Ranges) wird die Schaffung auch nur annäherungsweise Kunstleistungen unmöglich. Alles, was die Schauspieler hier bieten (einige wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet), gehört nicht auf die Bühne, sondern sollte schon in der Vorschule abgethan sein. Allein, so kann man erwidern, die Städte und Städtchen, welche von den Truppen niedrigen Ranges bedacht werden, sind schon wegen der geringen Einwohnerzahl nicht im Stande, be-

deutendern Schauspielern und größern Gesellschaften Existenz zu gewähren; und würde es nicht ungerecht sein, den Einwohnern dieser Städte das Vergnügen der Bühne zu rauben, weil sie eine bedeutendere Truppe nicht unterhalten können! — Wir geben dies nicht nur zu, wir behaupten zu ihren Gunsten sogar noch mehr. Wir finden es ungerecht, daß der Einwohner einer kleinen Stadt, nur deshalb, weil er Einwohner dieser kleinen Stadt ist, gleichsam verdammt sein soll, nur ungenügende Leistungen kleiner Truppen zu sehen, während der Bewohner einer größeren Stadt bessere sehen kann ohne jedes andere Zutun, als weil er im Bereiche oder in der Nähe derselben wohnt. Wir fragen: „soll die Kunst, soll namentlich die Bühne nicht Gemeingut des Volkes sein?“ — Ja, das soll sie, und erst dann wird sie wirklich Nutzen stiften, wenn sie auf Alle gleich belebend wirkt. Wie kann sie aber Nutzen bringen, wenn nur die Einwohner großer Städte, wenigstens wenn sie wollen, von ihr Nutzen ziehen können, die Einwohner kleiner Städte dagegen nicht, selbst wenn sie es wollten, es sei denn, sie wendeten sich, um Kunstgenuss zu haben, nach den großen Städten. Indes dem Mißverhältniß läßt sich abhelfen. Am einfachsten und vielleicht am gründlichsten durch Anschluß kleinerer Bühnen an größere. Das „Wie“ wollen wir weiter unten wenigstens in den Hauptsachen zu erörtern suchen.

Auf dieses Hilfsmittel, den Anschluß kleinerer an größere Bühnen, führt uns auch noch eine andere Darlegung der Theaterverhältnisse. — Zu der Einsicht, daß es thöricht sei, die Bühne einem Unternehmer pachtweise zu überlassen, ist man schon in den meisten Städten gelangt, allein man schwankt nun in den betreffenden Orten zwischen den Mitteln, die eine Besserung der Theaterverhältnisse erzielen könnten. Ohne ausführlichen Nachweis dürfen wir behaupten, daß durch bloßen Erlaß der Abgaben, durch Gewährung von Vergünstigungen, vielleicht auch durch einen Zuschuß aus städtischen Kassen, sofern der Director der Pächter oder Unternehmer des Theatergeschäfts bleibt, sehr wenig erreicht wird. Denn was der Director jetzt für eine Vergünstigung ansieht, verlangt er nach Jahren als ihm zukommende Forderung; dann wird er die Existenz seiner Bühne von der Gewährung noch größerer Vergün-

stigungen abhängig machen; und wenn auf diese Weise die Vergünstigungen stets wachsen müssen, so hat auf der anderen Seite die Stadt nicht die mindeste Gewähr, daß die Bühnenzustände nun auch wirklich besser werden. Der Director bleibt ja Unternehmer eines „Geschäfts“, und nach den Regeln der Geschäftsführung hat ihm Niemand in die Leitung dieses Geschäfts einzureden. Diesem Uebel wird abgeholfen, wenn die Bühnen vollständig zu Staatsinstituten, oder, da man hierbei zu sehr geneigt ist, an Beamten- und Bureauwesen zu denken, zu städtischen Instituten erhoben werden. Man stellt also einen artistischen Director mit festem Gehalte an. Wählt man nun einen mit den nöthigen Kenntnissen und dem vollsten Streben, die Bühne als Kunstinstitut zu leiten, ausgestatteten Mann (und dies zu thun, liegt ja nur im eigenen Interesse), so wird dem allerübelsten Uebel, der handwerksmäßigen Bühnenleitung sicherlich vorgebeugt; und indem ein etwaiges Deficit in der Theaterkasse vom Director nicht gedeckt zu werden braucht (was nach jetzigen Bühneneinrichtungen nicht der Fall ist), so wird letzterer auch dann noch von krassen Speculationen mit Ausstattungsstücken, kostspieligen Gastspielen u. s. w. zurückgehalten, selbst wenn die Einnahmen die Ausgaben bedeutend übersteigen sollten. Damit nun der Director nicht lässig werde und die städtischen Kassen mit zu vielen Deficits belästige, so gestehe man ihm außer dem festen Gehalte einen Procentantheil von dem möglicherweise zu erzielenden Ueberschuß in der Theaterkasse zu. Sein eigenes Interesse erbeischt, daß er bei guter Leitung der Bühne nun auch die Erzielung eines Ueberschusses berücksichtige, damit die Erhaltung des Kunstinstituts der Stadt nicht übermäßig theuer zu stehen, vielmehr das Plus der Einnahme ihm selbst und der Bühne (vielleicht dem Theaterpensionsfond und geringer besoldeten Schauspielern, auch jungen strebsamen, heranzubildenden Talenten der Schauspiel-, wie der dramatischen Dichtkunst) zu Gute komme. Hat die Stadt die Verpflichtung, das Deficit zu decken, so muß sie bei allen großen Ausgaben ein Wörtchen einreden dürfen, und wenn auch dem Director stets die Hauptstimme gebührt, so werden doch die bedeutenderen Engagements, theure Gastspiele und über eine festzusetzende Summe hinausgehende Ausgaben für

Ausstattungen einzelner Stücke nicht ohne Einwilligung des für das Theater eingesetzten städtischen Comités ausgeführt werden dürfen.

Der Verschwendungssucht ist indessen stets noch Thür und Thor geöffnet und je nach der größern oder geringern Vorliebe des Comités für die Bühne werden die Bewilligungen reicher oder spärlicher ausfallen. Dem soll aber nicht so sein. Auch soll man dahin trachten, daß das Institut weniger ein luxuriöses und deshalb schwankendes, als vielmehr ein dauerndes, gleichmäßiges Unternehmen werde. Um dies zu erreichen, ward in jüngster Zeit folgender, sehr annehmbarer Vorschlag gemacht. \*) Der Etat der Ausgaben müsse von vornherein auf eine bestimmte Summe festgesetzt werden, die ohne wirklich dringenden Grund nicht überschritten werden dürfe. Man berechne also eine Durchschnittseinnahme, wie sie bei mittlerem Theaterbesuch wohl zu hoffen sei, und fixire den Ausgabenetat so, daß noch ein kleiner Ueberschuß bleibe. Könne man jene auf vielleicht 80,000 Thlr. des Jahres anschlagen, so wäre dieser mit 72,000 Thlrn. anzusetzen. \*\*) Mitbin ein Ueberschuß von 8000 Thlrn., der sich bei fortgesetzt reichlichem Theaterbesuch noch bedeutend mehreren würde. Gesezt auch, dieser so festzusetzende Etat stände dem unter jetzigen Directionsverhältnissen nothwendigen bedeutend nach, so würde man mit ihm doch viel weiter kommen, da sich gute Schauspieler einem gesicherten, dauernden Unternehmen mit mäßigem Gehalte bereitwilliger, als einem unsichern, mit bedeutend höherem anschließen würden. Und wenn auch nicht, so ersetzt das bei dauerndem Engagement der Schauspieler zu erzielende Ensemble die etwaigen guten Einzelleistungen, die zur Umgebung aber in keinem erträglichen Verhältnisse stehen, vollständig. Selbst mittelmäßige Schauspieler werden, des Sorgens und Bangens für die Zukunft durch lebenslängliches Engagement überhoben, sich zu einer höhern Kunststufe hinaufarbeiten können, als dies bei häufigem Wechsel des Engagements und höchstens auf einige Jahre lautendem Contracte möglich ist. Ja endlich, was das ungestörte Bestehen eines trefflichen Zusammenspiels allein begünstigen kann, die Heran-

\*) In den „Grenzboten“.

\*\*) Dieses Beispiel ist vom Verfasser willkürlich gewählt, da die Zahlen nichts zur Sache thun.

bildung junger Talente, wird erst bei einem festen Institute durchführbar.

Und doch trotz aller Vortrefflichkeit müssen wir einer derartigen Einrichtung volle Zweckmäßigkeit absprechen. Sie ist nicht allgemein genug. Denn zugegeben, daß Bühnen mit obigem Ausgabeetat recht gut bestehen können, so giebt es doch genug Theater, die sich mit einem weit geringeren behelfen müssen. Wir brauchten nicht lange zu suchen, um auf Bühnen mit so niedrigem Etat zu stoßen, daß eine einigermaßen ordentliche Gesellschaft von ihm nicht bestehen könne. Sollen nun diese kleineren Städte durch bedeutende Zuschüsse Ueberanstrengungen machen, ohne dessenungeachtet die Bühne zu einer erträglichen Stufe erheben zu können? Da hätten wir ganz den alten Jammer, ja noch einen viel ärgeren. Denn da jener Einrichtung gemäß die bedeutenderen Bühnen gleichsam geschlossene Körper bilden müssen, mithin die Anstellung neuer Schauspieler verhältnißmäßig sehr spärlich stattfinden würde, so wären die einmal an kleine Bühnen verschlagenen Schauspieler trotz des besten Willens vielleicht zeit lebens verdammt, in dieser Misere zu leben; während sich unter jetzigen Verhältnissen ein einigermaßen strebsamer Kunstjünger selbst aus der niedrigsten Sphäre nach rastloser Arbeit bald zu einer erträglichen Stellung an einer größern Bühne hinaufarbeiten kann. — Und dann, selbst zugegeben, daß sich die Gehalte der Schauspieler nach einer überall eingeführten Fixirung des Ausgabeetat reduciren müssen, bleibt die Frage immer noch: „ist ein jährlicher Ausgabeetat von ungefähr 60,000 — 80,000 oder 90,000 Thlr. zur allseitigen Unterhaltung einer wirkungsreichen Kunstanstalt hinreichend?“ — Mit den ersten Hofbühnen sollen und brauchen die städtischen Bühnen nicht zu rivalisiren, sie brauchen ein gut Theil weniger Kosten und können doch noch vollständig Genügendes leisten. Um dies zu erreichen, wie wenn man mehrere Bühnen unter einen gemeinschaftlichen Director stellte? wie wenn man hierin nicht willkürlich verführe, sondern nach Verhältniß der Einwohnerzahl in den betreffenden Städten je zwei oder drei Bühnen vereinigte? wie wenn man aus so und so vielen unter sich hinsichtlich des Ranges sehr verschiedenen Stadttheatern so und so viele, nennen wir sie Bezirke, machte, die unter sich in Hinsicht des Ran-

ges ziemlich gleich, vielleicht auf der Stufe eines Hoftheaters zu Hannover oder Darmstadt ständen? Jedenfalls wäre der allerschlimmsten Misere, der Hunger- und Nothleiderei an den kleinen Bühnen abgeholfen und die Kunst stände durch ganz Deutschland auf einer sehr respectablen Stufe. Natürlich wäre es am zweckmäßigsten, mit einer größeren Bühne je eine oder zwei kleinere zu verbinden. Wir wählen ein Beispiel, nicht um es als allein maßgebend anzuführen, sondern weil es uns am zweckdienlichsten zur Erörterung scheint. Man verbinde also die drei Bühnen Leipzig, Halle und Chemnitz.\*) Diese drei Städte werden zwar ein so gutes Theater nicht bekommen können, als eine Stadt mit der Einwohnerzahl der drei; aber alle drei besseres, als sie es jetzt unter verschiedner Theaterdirection haben können.

Während jetzt Halle und Chemnitz vergeblich Anstrengungen machen, eine einigermaßen erträgliche Gesellschaft zusammenzubringen, wird nach Vereinigung aller drei Bühnen vielleicht schon ein um die Hälfte stärkeres Personal, als es bedarf, für alle drei ausreichend sein. Bedarf man ein an Zahl geringeres Personal, so kann man die Hauptfächer dafür desto würdiger besetzen, ohne daß eine zu bedeutende Mehrausgabe einzutreten brauchte. Und hierin liegt auch für Leipzig schon ein Vortheil, den es aus der Vereinigung zieht. In Halle und Chemnitz, wo der geringern Einwohnerzahl wegen die Woche hindurch nur drei bis vier Mal gespielt werden kann, brauchte nur ein Stamm von Schauspielern zu sein; nur die zweiten Fächer brauchten dort besetzt zu sein, natürlich aber nicht schlechter als in Leipzig. Indem man nun dieselben Stücke für alle drei Bühnen einstudiren läßt, so erwächst der Vortheil, daß man für einen großen Theil der Rollen doppelte Besetzung hat, mithin eintretende Unpäßlichkeiten einzelner Schauspieler auf das Repertoire nicht so störend wirken können als jetzt. Dann erzielt man auch durch die Aufführung an allen drei Orten ein besseres Zusammenspiel und endlich, wodurch allein eine Läuterung des Geschmacks und des Repertoirs bewirkt werden kann, die Inszenirung des großen recitirenden Schauspiels (von Shakespeare, Schiller, Göthe u. s. w.) wird auf eine den Absichten des

\*) Anstatt Chemnitz, was doch immer von Leipzig ziemlich entlegen ist, dürfte man vielleicht Altenburg setzen. D. R.

Dichters würdigere Weise ermöglicht. Wodurch die Aufführung solcher Dramen selbst an größeren Bühnen gewöhnlich scheitert, ist weniger der Mangel an für erste Rollen tauglichen Darstellern, als die Unmöglichkeit, die immerhin bedeutenden Nebentrollen zweckentsprechend zu besetzen. Wenn man zur Aufführung eines Tell u. s. w. selbst talentlose Choristen und wohl gar Statisten verwenden muß, so kann von einem allseitigen Zusammenspiel nicht die Rede sein. Zu dieser Maßregel braucht man dagegen nicht zu schreiten, wenn man an den vereinigten Bühnen für einen Theil der Fächer doppelte und dreifache Vertreter besitzt. Ist dies nicht ein Nutzen, der der größten der vereinigten Bühnen — für den angeführten Fall also Leipzig — am allermeisten zugutekäme? — Wir können natürlich nicht alle aus einer derartigen Vereinigung entspringenden Consequenzen namhaft machen; darauf kommt es auch gar nicht an. Man wende nur das, was wir oben über die Leitung einer Bühne sagten (namentlich die Stellung des Directors zum Institut) auf die vereinigten Bühnen an; halte es nicht etwa für eine Gnade, die man Halle und Chemnitz erweist, indem man auf ihren Bühnen Schauspieler der Leipziger auftreten läßt, sehe in den drei Bühnen nicht dem Range nach verschiedene Institute; sondern betrachte alle drei als ein nach künstlerischem Principe zu leitendes Ganzes. Darin gerade hat bisher das Mangelhafte geruht, daß, wenn man auch eine Vereinigung mehrerer Bühnen versuchte, man doch stets die Festhaltung eines Rangunterschiedes nicht aufgeben wollte. Der Rangunterschied unter den einzelnen Bühnen ist das Haupthinderniß für die Hebung des Kunstsinns und des Kunstgeschmacks. Verfährt man aber bei der Vereinigung nach jenem oder einem ähnlichen Maßstabe durch ganz Deutschland, so muß der Rangunterschied fallen, eine Ausgleichung des Kunstgeschmacks wird angestrebt und namentlich dem Bühnenbandenwesen und dem Handwerksgeiste der stärkste Damm entgegengesetzt. So wendet sich auch gerade das, was wir oben als so nachtheilig bezeichneten, die Einwirkung des Damvfes, die Verbindung kleinerer mit größeren Städten durch Eisenbahnen zu einem Vortheil; denn die Eisenbahnverbindung zwischen den einzelnen Städten ermöglicht erst die Vereinigung mehrerer Bühnen.

Mag man immerhin einwenden, daß die Bühnen-

leitung durch eine solche Vereinigung bedeutend erschwert werde! Ja, sie wird sehr complicirt, aber ohne auf das Ganze gerichteten Gemeinsinn wird in der Bühnenkunst nichts geleistet, und was jetzt eine schwere Aufgabe scheint, wird sich bedeutend vereinfachen, wenn erst eine derartige Einrichtung mit allen aus ihr entspringenden Consequenzen durchgeführt worden ist.

Wir sind am Schluß und doch bliebe noch mancherlei zu besprechen, auf das wir wenigstens hindeuten wollen. — Ueber die Stellung der dramatischen Dichter zur Bühne ist vorläufig jedes Raisonnement fruchtlos; denn so lange das bestehende Handwerksystem fortwirkt, bleibt ihre Arbeit vergeblich. Soviel aber leuchtet ein, daß bei einer Umgestaltung des Bühnenwesens ihre Stellung sich ändern muß; schlechter kann sie nicht werden, sie ist schon so traurig, als man sie sich nur denken kann; und wenn es auch mit dem Besserwerden nicht gleich vor sich gehen sollte, so wird doch eine lebhaftere Beziehung der Dramatiker zur Bühne eintreten, wenn die Bühnenumgestaltung auf die vorgeschlagene Weise in Erfüllung geht. — Wie man, um ein gutes Ensemble zu erzielen, auch bei den Stadttheatern künftighin den größten Theil der Mitglieder durch lebenslangliches Engagement (oder durch Ertheilung von Pension nach einer bestimmten Reihe von Jahren, wie es bei den Hofbühnen gebräuchlich) wird fesseln

müssen, so wird man sich auch junge Talente heranzubilden müssen, um etwaige Lücken im Personale auf der Stelle zweckentsprechend ausfüllen zu können. Dieser Nachwuchs würde die ersten Jahre der Bildungszeit hindurch alle Rollen aus den aufzuführenden Stücken, wie sie in eines Jeden Fach fallen, einstudiren, zwar noch nicht vor dem Publikum auftreten, aber bei allen Schauspielpromen anwesend und so weit es anginge mitwirkend sein. — Nun eine Frage: wer soll Director sein? ein Dramaturg? oder ein die Schauspielkunst ausübender Künstler? Jenen, den dramatischen Schriftstellern wirft man gewöhnlich Unkenntniß in der Bühnenpraxis vor. Gut, obgleich dies keineswegs allgemein gültig ist, so theile man die Directionsarbeit und stelle einen Schauspieler und einen Dramaturgen an die Spitze. Jener hätte in allen Beziehungen das Wort zu reden, in denen die Direction zum Personale; dieser in allen, in denen sie zum Repertoire steht. Jedenfalls aber müssen wir für die Anstellung eines Dramaturgen sprechen, denn nur in einer solchen können wir Gewähr für die Leitung der Bühne nach künstlerischen Principien finden; die einseitige Besetzung der Directionstellen durch gewesene Schauspieler, die, um das zu leisten, was man bei dramatischen Dichtern vermisst, die praktische, pekuniäre Seite der Theaterleitung überall hervorkehren müßten, begünstigt stets das Hervortreten des Handwerksgeistes. — E. M.

## Jeuilleton.

### Zeitschwingen.

**Dramatische Dichtung.** Das von uns mehrfach erwähnte dramatische Gedicht „Michel Angelo“ von Friedrich Heibel ist soeben im Verlag der Tendlerischen Buchhandlung in Wien erschienen und liegt also nun der allgemeinen Beachtung, die es verdient und hoffentlich finden wird, vor. Es ist übrigens erfreulich, wie sehr eifrig neuerdings das Lustspiel von den guten Dichtern und Autoren angebaut wird. Hackländer mit dem „Geheimen Agenten,“ Gustav Freytag mit den „Journalisten,“ Heibel mit „Meister Andrea,“ Heibel mit „Michel Angelo,“ Wolfgang Müller mit dem „Rothmantel,“ B. Jordan mit den „Liebesläugnern,“ Otto Roquette mit der „Probepredigt“ u. a. m. lassen dem

deutschen Theater nicht länger die Entschuldigung, es sei nichts Anderes als Fabrikarbeit und französische Frivolität zur Besetzung des Repertoires vorhanden. — Nach dem günstigen Erfolge der im vorigen Jahre erschienenen „Mauskää“ Alexander Fischers, gedenkt Adolf Stern, der Herausgeber dieses Trauerspiels, im Laufe der nächsten Zeit sämtliche dramatische und sonstige poetische Arbeiten dieses zu früh verschiedenem Poeten zu veröffentlichen. In dieser Ausgabe würde vor allem neben der „Mauskää“ das historische Trauerspiel Fischers, „Mas-Aniello“ seinen Platz finden.

**Lyrische Dichtung.** Unter den zahlreichen lyrischen Erscheinungen der letzten Wochen befindet sich im

Grunde nichts, was als bedeutend, originell oder doch in irgend einer Weise hervorragend zu empfehlen wäre. Die „Gedichte“ von Emil Ritterhaus (Elberfeld, Baedekers Buchhandlung) und eine lyrische Sammlung „Frieden“ von Laurian Moris (Paris, Glaeser) werden das nennenswerthe dieser Erscheinungen sein. — Im Verlag der Tendler'schen Buchhandlung in Wien hat der Novellist Julius von der Traun „Gedichte“ von E. Sauter herausgegeben. Dieser Sauter war ein Kneipengenie, wie es (zur Schande der deutschen Literatur und Poesie sei es eingestanden) deren viele gegeben hat. Er dichtete selbst eine Art Ghasel auf sich, zu dessen Schluß es heißt:

„Endlich stirbt das Vieh der Sauter.“

Das ist denn auch wirklich eingetroffen und wie natürlich wurde dieser selbe Mensch, dem bei Lebzeiten Jeder gern aus dem Wege ging, nach seinem Tode von Journalen gefeiert und in den Stand des Genie-Märtyrers erhoben. Jetzt giebt man seine „Gedichte“ heraus und — das ist der Humor davon.

**Geschichte der deutschen Literatur von Julian Schmidt.** Von der „Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert“ Julian Schmidts erscheint soeben eine zweite vermehrte Auflage. Die Herbig'sche Verlagsbuchhandlung theilt mit, daß der Verfasser die zweite Auflage seines Werkes zu einer durchgreifenden Umarbeitung benutzte. „Der behandelte Zeitraum ist ausgedehnt worden. Die Periode von 1791—1806, die in der vorigen Ausgabe nur einleitungsweise behandelt wurde, ist in der neuen Ausgabe ausführlich dargestellt, also die poetische Wirksamkeit Goethe's, Schiller's, Jean Paul's u. s. w., die philosophische Fichte's, Schelling's, Jacobi's u. s. w. in der glänzendsten Periode ihrer Entwicklung. — Die Leistungen im Gebiet der Wissenschaft, sofern sie zur eigentlichen Nationalliteratur gehören, d. h. sofern sie auch in ihrer Form nach einer gewissen Vollendung streben, waren in der früheren Ausgabe nur beispielsweise angeführt, sie sind in der neuen ausführlich dargestellt. — Um die Brauchbarkeit des Werks als eines Handbuchs zu vergrößern, sind die literarischen Notizen und Hinweisungen vervollständigt. — Ohne von seiner ursprünglichen Tendenz irgendwie abzuweichen, hat der Verfasser sich bemüht, die kritische Betrachtungsweise der historischen unterzuordnen, und demgemäß auf die Lebensbeziehungen der Schriftsteller größere Rücksicht genommen, als bei der ersten Ausgabe.

Die daraus hervorgehenden Veränderungen in der Form ergeben sich von selbst.“ — Das Schmidt'sche Werk, obwohl es sich der Poesie gegenüber gänzlich „verneinend“ giebt, und mit Recht zahlreiche Gegnerschaft gefunden hat, ist immerhin eine wichtige literarische Erscheinung und wird von Niemand ohne Nutzen studirt und gelesen werden.

**Musik.** Die Oper „Santa Chiara“ des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha wird Mitte August in Paris (unter Leitung des herzoglichen Kapellmeisters Drouot) in Scene gehen. — In Berlin hat Davison's Gastspiel die Folge gehabt, daß künftighin die Entree-Acts-Musik (für die allerdings das Publikum selten genug ein Ohr hat) im Schauspielhause wegfällt. Das betreffende Orchester soll zu Sitzplätzen verwendet werden. So wird also in Zukunft leider Goethe's „Egmont“ ohne Beethoven's, Shakespeare's „Sommernachts Traum“ ohne Mendelssohn's Musik gegeben werden müssen, wenn nicht etwa die Intendanz diese Dramen ausnahmsweise im Opernhause aufführen läßt. — In Petersburg soll demnächst ein Conservatorium der Musik errichtet werden.

### Vermischtes.

**Die Johannisfeuer.** Das „Weimarische Sonntagsblatt“ theilt in einem trefflichen Aufsatze „das Johannisfest“ über die Sitte der Johannisfeuer mit: „Diese Feuer, die uns seit uralter Zeit fast in ganz Europa begegnen und theilweise noch heute üblich sind, sind heidnisch: sie lodern am Johannistage, weil dies der bedeutungsvolle Tag der Sommer Sonnenwende ist. Ebenso finden wir ja überall zur Weihnachtszeit uralte Gebräuche, die nichts zu thun haben mit dem christlichen Feste, wohl aber mit der Winter Sonnenwende eng zusammenhängen. Die Kirche deutet freilich die Feuer schon früh auf Johannes, der eine Leuchte gewesen, die dem wahren Lichte voranging. Die Johannisfeuer — die noch jetzt in Baiern und Oesterreich Sonnenwendfeuer heißen — entzündete man theils im freien Felde, auf Bergen und Hügeln, theils im Innern der Dörfer und Städte. — 1471 tanzte König Friedrich mit schönen Frauen zu Regensburg auf dem Markte um das Johannisfeuer, und 1497 zündete die schöne Susanna Reidhard auf dem Fronhose zu Augsburg in Kaiser Maximilian's Gegenwart das Johannisfeuer mit einer Fackel an und er-

öffnete mit dem Erzherzog Philipp den Reigen um dasselbe. Aber man sang und tanzte nicht bloß um das Feuer, man sprang auch darüber und warf gewisse Kräuter hinein in der Hoffnung dadurch Gesundheit und Glück zu fördern. So wurden auch die Brände mit nach Hause genommen oder auf die Felder gesteckt zum Schutz der Häuser und der Saaten. Alle diese Gebräuche beruhen auf der nicht bloß im deutschen Heidenthum geltenden Auffassung von der reinigenden, heilenden und sühnenden Kraft des Feuers, dessen Name schon in unserer Sprache weiter nichts als das „reine,“ das „reinigende,“ bedeutet. Wie zu Folge dieser Anschauung die alten Römer jährlich ein Hirtenfest feierten, wobei sie über Feuer sprangen und ihr Vieh hindurch trieben, so haben in Deutschland bis in die jüngste Zeit die sogenannten Notfeuer gereicht, die man zur Zeit von Viehseuchen durch Reibung unter verschiedenen Ceremonien entzündete, um dann das Vieh darüber zu treiben. Zusammenhang zwischen den Notfeuern und den Johannisfeuern ist unverkennbar, aber man darf darum das Johannisfeuer nicht bloß für ein zu bestimmter Zeit entzündetes Notfeuer halten. Erwähnenswerth ist noch das Rollen von Feuerrädern, das namentlich in Frankreich, aber auch in Deutschland bei den Johannisfeuern stattfand. So ward (noch 1823) von der Gemeinde des deutschen Dorfes Konz in Lothringen auf Johannis ein großes mit Stroh umwundenes Rad auf dem Stromberg angezündet und unter Jubelgeschrei und Begleitung von Fackelträgern zur Mosel hinabgerollt. Kam es brennend in die Fluth, so bedeutete dies eine gesegnete

Weinernte. Das Rad ist vielleicht ein Symbol der Sonne. Uebrigens sind die Johannisfeuer in Niederdeutschland nicht üblich, wo vielmehr die in Süddeutschland nicht vorkommenden Osterfeuer vorherrschen. —“

**Eine Vase aus Weizenmehl.** In Berlin hat ein Fräulein Emilie Mayer eine Vase aus Weizenmehlteig verfertigt und ausgestellt, die völlig das Aussehen des Elfenbeins haben soll; die feinen Gliederchen, die Verzierungen der Vase in kleinen Früchten, Blumenketten u. s. w. bestehend, lassen kaum die Annahme aufkommen, daß aus so wenig herrlichen Stoffe ein so scheinbar fester und gediegener Gegenstand gefördert werden könne. Das Ganze macht in der That den Eindruck eines werthvollen Bildwerks. Ein Aehnliches ist schon vor längerer Zeit von Fr. Mayer der Königin überreicht worden und wird gegenwärtig in der königlichen Kunstammer aufbewahrt.

**Auch eine Speculation.** Nach Bericht der „Zeitswarer Zeitung“ hat ein Speculant in Pesth eine Anzahl Zöglinge durch einen Gesanglehrer ausbilden lassen, unter der Bedingung, daß diese Kunstjünger für einen unbedeutenden Jahresgehalt, wo immer für ihn singen müssen. — Er hat diese Leute jetzt an den Direktor Cornet in Wien als Choristen „vermietet“ und das „Geschäft“ soll vorläufig gut und rentabel zu werden versprechen. Zu einer Zeit wo selbst die Ehe durch Zeitungsheirathsgesuche und Heirathsbüreaus zum „Geschäft“ herabsinkt, darf man kaum noch die Achseln über ein derartiges Beginnen zucken.

## Anzeigen.

Söeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart

von  
**Dr. Franz Brendel,**

Redacteur der Neuen Zeitschrift für Musik und Lehrer  
am Conservatorium zu Leipzig.

Der Verfasser war bestrebt ein allen Gebildeten zugängliches Werk zu liefern, um das immer noch sehr vernachlässigte Studium der Geschichte der Musik anzuregen,

und dadurch zu bewussterer Auffassung und geistvollerem Verständniß hinzuleiten, überhaupt für Veredlung des Geschmackes zu wirken. Wie sehr ihm dies gelungen und mit welchem Beifall das Werk aufgenommen worden ist, beweist der schnelle Absatz, der nach 2 Jahren eine neue Auflage nöthig machte. Diese erscheint jetzt in 2 Bänden oder 4 Lieferungen, um den vierten Theil der Bogenzahl vermehrt, welchen dadurch gewonnenen Raum der Verf. benutzt hat, um sich ausführlicher noch als früher geschehen, über die grossen Bewegungen der Neuzeit auf musikalischem Gebiete auszusprechen. Die Vollendung des Werkes erfolgt bis gegen Ende August.  
Leipzig, im Juli 1855.

**Heinrich Matthes.**

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.